

## Ahnen, retten, vergessen

Die Literatur hat die Fähigkeit, Haltungen, Mentalitäten, Geschehnisse, Sorgen und Freuden auf eine zeittypische und zugleich zeitlose Art einzufangen, dabei aber auch der Fantasie freien Lauf zu lassen und unbedachten Möglichkeiten eine eigene Welt zu entwerfen. Die Antike kannte den Dichter als Seher, den *poeta vates*, Hölderlin prägte das Diktum vom Dichter, der das ewig Bleibende hinterlässt. Das macht das Dichterswort begehrenswert für alle, die Auskunft suchen über die wesentlichen Charakteristika vergangener wie zukünftiger Jahrhunderte. Acht Wochen vor der „Schwelle zum 21. Jahrhundert“ hat in Berlin die Konrad-Adenauer-Stiftung ein Symposium zur Literatur veranstaltet, dem ein Vers von Paul Celan als Motto diente: „Hinauf und Zurück/in die herzhelle Zukunft.“ „Was ahnen die Schriftsteller?“, fragte Generalsekretär Wilhelm Staudacher in seiner Eröffnungsansprache; da die Literatur der letzten Jahre von einem Prozess der Entideologisierung zeuge, sei er guter Hoffnung, dass die Intellektuellen künftig „hart um die Wahrheit rin-

gen“ und sich nicht den Spielregeln der politischen Korrektheit unterwerfen würden. Ein Kongress, der sich mit den gegenseitig bedingenden Wegmarken von Literatur und Politik auseinandersetze, habe in Berlin seinen idealen Schauplatz. Kaum sonst fänden sich Orte mit vergleichbaren Erblasten, kaum sonst gäbe es aber auch einen Ort, an dem die fundamentalen Umbrüche der Gegenwart so manifest würden.

Um diese spezifische Funktion von Literatur zu profilieren, stellte der Germanist Wolf-

### Bericht

gang Frühwald (München) ihr die Wissenschaft entgegen; im zwanzigsten Jahrhundert waren es ihre technischen Errungenschaften, die von solcher gesellschaftlicher Tragweite waren, dass die Literatur auf sie reagieren musste. Vor dem Hintergrund der Vernichtungspotenziale entwarf die Literatur der achtziger Jahre apokalyptische Szenarien. Nachdem Untergangsgesänge und Schreibverweigerungen zum Standardrepertoire der Literatur geworden seien, habe man in den neunziger Jahren begonnen, diese satirisch zu brechen und wieder an eine Zu-

kunft zu glauben. Hier hätte man auf Peter Handkes poetische Entwürfe hinweisen können, die sich schon früh dem pessimistischen Mainstream widersetzen. Frühwald nannte aktuelle Kinofilme, die wieder Rettungsgeschichten erzählten, und verwies auf jene Dinosaurier, die bei Dürrenmatt noch Modelle des Untergangs darstellten und heute als Kuscheltiere fungierten. Mit der Fähigkeit, den Menschen in seinem Erbgut zu manipulieren, sei am Ende des Jahrhunderts allerdings das Ideal des kulturell bildbaren Menschen endgültig verschwunden und mit ihm die Idee einer „meditativen Bildungslektüre“ als „Individualisationsmethode“. Dennoch, so Frühwald, erscheine die Literatur mehr denn je als ein humanes Pendant zur Wissenswelt, da sie sich den Luxus erlauben könne, von der „geschlossenen Schädeldecke“ auszugehen. Neben der „Antithese Hirn versus Herz“ gebe es aber auch Anzeichen eines neuen Realitätssinns, der sich – wie in der Lyrik Durs Grünbeins – der komplexen Welt stelle und mit wissenschaftlicher Neugier das Gehirn als dasjenige Gebiet erkenne, in dem noch Entdeckungsreisen zu unternehmen sind.

Mit der Erinnerungsfunktion des Gehirns beschäftigte sich der Romanist Harald Weinrich (Paris). Wer, wie Borges, am „Gedächtnis als Krankheit“ leide, müsse aufschreiben, was er vergessen wolle. Literatur also als kreative Entlastung und therapeutische Rettungsmaßnahme – aber eben auch als „kollektives Gedächtnis“: Gerade in dieser Rolle komme der Literatur im zwanzigsten Jahrhundert, dem „Jahrhundert des Vergessens“, in dem die Vergesslichkeit zum ersten Mal nicht mehr prestigeträchtig gewesen sei, besondere Bedeutung zu, denn Kultur sei das, „was bleibt, wenn der Mensch alles vergessen hat“. Meisterwerke wie die *Blechtrommel* überlieferten mit sperrigen Motiven wie dem Zersingen der Fensterscheiben oder eben der Trommel „Gedächtnisbilder“, wie sie die *ars memoriae* schon in der Antike verlangt habe. Es seien Bilder, die im Gedächtnis haften blieben, weil sie einen „Pakt mit der Sinnlichkeit“ geschlossen hätten. Günter Grass, so fügte Weinrich hinzu, habe es allerdings mit seiner Kunst übertrieben, als er 1990 auch die Teilung Deutschlands als Gedächtnisbild „über die Zeiten“ habe bringen wollen,

indem er sich vorstellte, die Teilstaaten sollten als Konsequenz der deutschen Schuld so klein bleiben wie Oskar Matzerath nach seinem Sturz in den Keller. Vermittlung von Humanität im wertefreien Zeitalter der Wissenschaft, Vorausahnung der Zukunft, Konservierung von Gedächtnis – die diversen Möglichkeiten der Literatur erweisen sich zugleich als von außen an sie herangetragene anspruchsvolle Kategorien. Der Versuchung, die Schriftsteller für eigene Ziele einzuspannen, konnte lange Zeit vor allem die Politik nur schwer entsagen. Dagmar Schipanski, Professorin für Festkörperelektronik und Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kunst in Thüringen, zeichnete nach, wie Machthaber immer wieder versucht haben, die Literatur in ihren Dienst zu stellen, und zitierte Stalin, der von den Autoren verlangt hatte, sich als „Ingenieure der menschlichen Seele“ zu verstehen. Die Nähe von Intellektuellen zu Partei und Macht wie Thomas Mann in seinem Angriff gegen die „Zivilisationsliteraten“ als „Verrat des Geistes“ zu empfinden komme nicht von ungefähr – obwohl es beispielsweise in Frankreich eine Tradition unbefangener Ver-

einbarung von literarischer Tätigkeit und politischen Ämtern gebe. Als Gemeinsamkeit von Literatur und Politik hob Schipanski die Aufgabe beider hervor, sich als „Dienstleister zum Wohl der Gemeinschaft“ zu verstehen.

Nun gab es aber – vor allem in der ersten Jahrhunderthälfte – auch zahlreiche Versuche seitens der Literatur, sich der Politik zu bemächtigen. Dass sie ihre Kraft dabei längst nicht immer aus der Idee der Humanität gezogen hat, stellte der Literaturhistoriker Helmuth Kiesel (Heidelberg) in seinem Vortrag über die „Literatur des mobil gemachten Jahrhunderts“ heraus (vergleiche Seite 83). Bewusst habe man im Futurismus den militärischen Wortschatz gewählt: Der Aktivismus verstand sich als Mobilisierungsbewegung. Literatur, so Kiesel, wurde gegen Ende der zwanziger Jahre zum „geistigen Kriegsschauplatz“. Autoren wie Ernst Jünger, der sich in drei Essays zwischen 1930 und 1934 zur Mobilmachung als Schicksal bekannt hatte, distanzierten sich erst mit der Zeit.

Nach dem Dritten Reich seien zwei unterschiedliche Tendenzen zu beobachten gewesen: In der SBZ/DDR

wurde versucht, die proletarische Mobilisierungsliteratur der dreißiger Jahre als Aufbauliteratur nunmehr staatlich zu verordnen; in der Bundesrepublik dagegen konnte trotz der Gruppe 47 von einer Literaturpolitik keine Rede sein.

Wie Literatur jenseits von Mobilisierung wirken kann, illustrierte Klaus Manger (Jena) am Beispiel Paul Celans (vergleiche Seite 77). Seine Gedichte stifteten Gedächtnis, zeugten von Akten der Freiheit und würden dadurch selbst zu Akten der Freiheit. Erinnernd vermittelten sie hoffnungsvolle Anzeichen dafür, dass es auch angesichts der Gräuel immer ein „hellgeatmetes Nein“ gegeben habe.

Mit Günter de Bruyn betrat danach ein Autor das Pult, der aus seinen Erfahrungen in der DDR manch Dunkles hätte vorbringen können, der aber – wie Birgit Lermen (Köln) in ihrer Einführung hervorhob – auch die „achtenswerten“ Perioden der deutschen Geschichte erzählen will. In dem Band „Deutsche Zustände“, aus dem de Bruyn las, fordert er dazu auf, sich „genau und ehrlich“ zu erinnern. Gerade nach der Wiedervereinigung sei es zur Konvention geworden, die „Misere der Gegenwart“ zu beklagen

und vergangene Leidenszeiten schönzufärben. Problematisch erscheine ihm außerdem, dass man unfähig geworden sei zur Neubestimmung von Werten: Der „Haben-Ideologie der Reklame“ wisse man nichts entgegenzusetzen. De Bruyn versucht es mit Erfolg.

Was nun die Jahrhundert-Literatur ausmache, wollte Jochen Hieber von seinen Diskussionspartnern Wolfgang Frühwald, der Literaturkritikerin Andrea Köhler, dem Schriftsteller Burkhard Spinnen und dem Bundestagsabgeordneten Arnold Vaatz wissen. Einstimmig entschied man, dass Franz Kafka den Nobelpreis verdient hätte, denn er habe die Jahrhundertkatastrophen vorausgesehen und die deutsche Sprache um neue Tiefendimensionen bereichert – und sei damit weitaus origineller gewesen als Thomas Mann. Auch Robert Musil, der mit seinen Verknüpfungen von Mathematik und Mystik bereits das 21. Jahrhundert skizziert und mit seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* einen unvergleichlichen „Weltentwurf“ geboten habe (Frühwald), wurde für preiswürdig befunden, ebenso wie Bertolt Brecht, dessen lyrisches

Œuvre ihn als „vorweggenommenen Andy Warhol“ erkennen lasse (Spinnen). Als Triumph über die Deformierung der deutschen Literaturgeschichte durch die Nazis wurde die Exilliteratur gefeiert, die trotz ihrer weltweiten Zersplitterung als große Literatur wahrgenommen wurde. Ob von Grass mehr als zwei Bücher überleben werden, galt ebenso als fraglich wie das literaturgeschichtliche Schicksal von Heinrich Böll. Aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erlangten bei der Fragerunde zum Lieblingsbuch nur Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt hohe Punktzahlen. Auf Peter Handke oder Botho Strauß verwies allein Andrea Köhler. Aus der Nähe das Wesentliche zu erkennen ist bekanntermaßen schwierig – umso mehr in Zeiten, in denen sich nur technische Beschleunigung, aber keine literarische Mobilisierung abzeichnet. Wenn die Orientierung fehlt, bedarf es solcher Zirkel, die nach der künstlerischen Substanz eines Jahrhunderts und seinen Werten fragen. Es sei daher erlaubt, Hölderlins Diktum vorläufig umzuformulieren: Was bleibt, dichten die Stiftungen.

Roman Luckscheiter